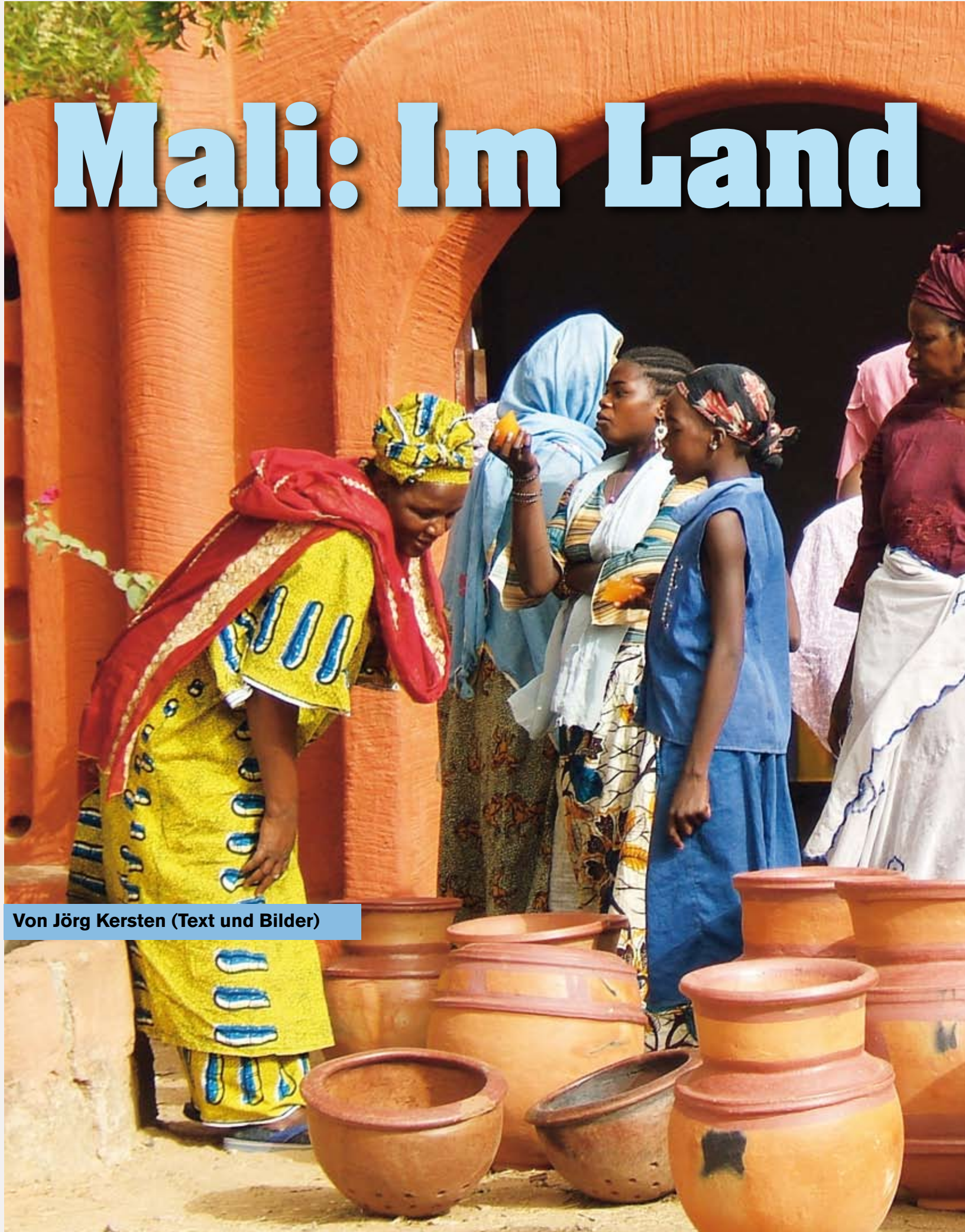
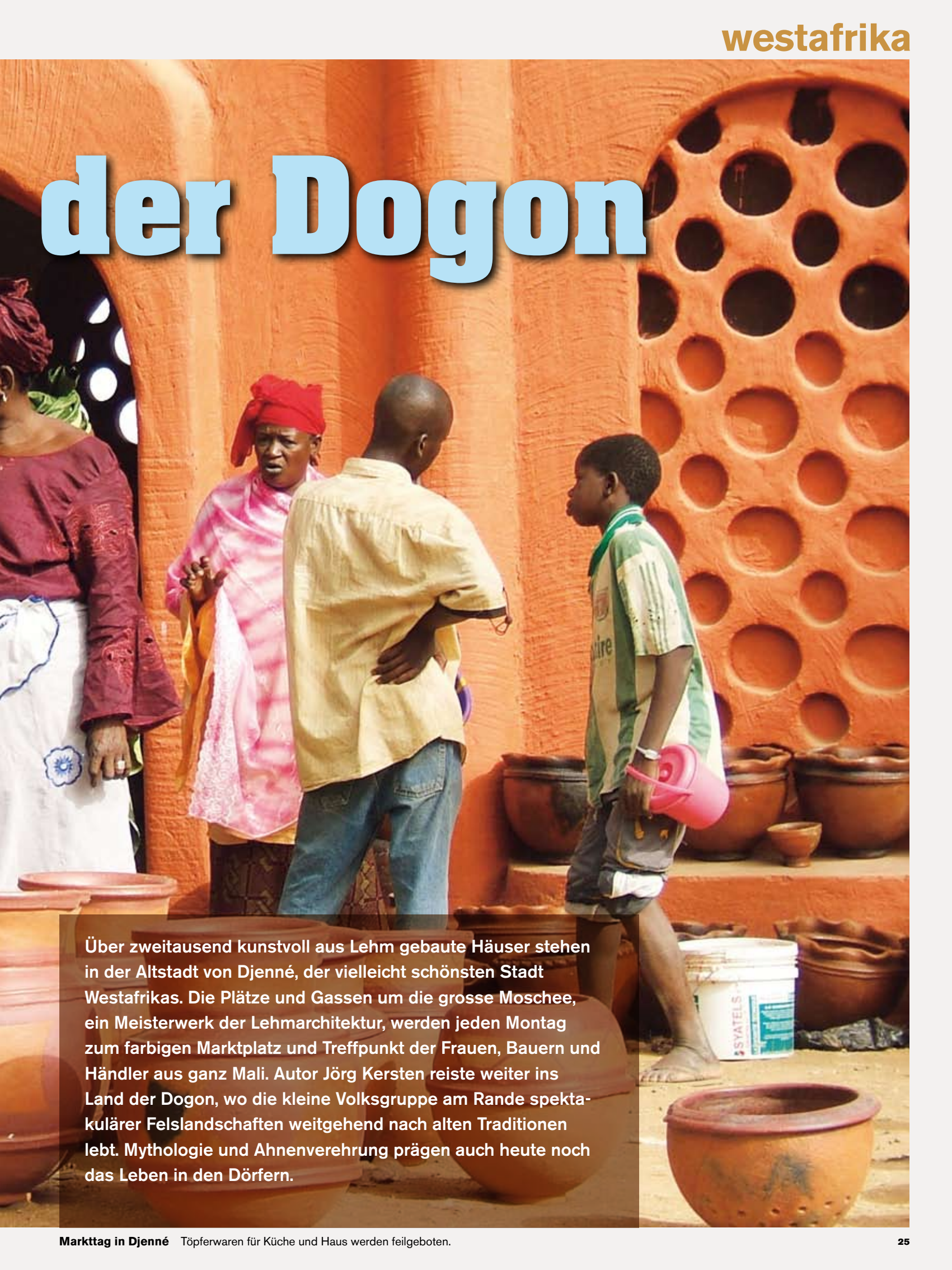


Mali: Im Land



Von Jörg Kersten (Text und Bilder)

der Dogon

A photograph of a market scene in Djenné, Mali. The background is a large, orange-colored mud-brick wall with a decorative pattern of circular holes. In the foreground, several large, reddish-brown terracotta pots are visible. A woman in a red headscarf and pink patterned dress is talking to a man in a yellow shirt. A young boy in a green and white striped shirt is walking towards the right, carrying a pink bucket. A white bucket with the brand name 'SYATELS' is also visible.

Über zweitausend kunstvoll aus Lehm gebaute Häuser stehen in der Altstadt von Djenné, der vielleicht schönsten Stadt Westafrikas. Die Plätze und Gassen um die grosse Moschee, ein Meisterwerk der Lehmarchitektur, werden jeden Montag zum farbigen Marktplatz und Treffpunkt der Frauen, Bauern und Händler aus ganz Mali. Autor Jörg Kersten reiste weiter ins Land der Dogon, wo die kleine Volksgruppe am Rande spektakulärer Felslandschaften weitgehend nach alten Traditionen lebt. Mythologie und Ahnenverehrung prägen auch heute noch das Leben in den Dörfern.





Abendstimmung am Niger In Mopti fließen der Niger und Bani zusammen.

Ruhe Nur ein paar Strassen vom quirligen Markt entfernt, ist das Leben beschaulich.

Markttag Jeden Montag treffen sich Bauern und Händler aus halb Mali vor der Moschee in Djenné zum Markt.



Die Aufschrift «Aircondition» verspricht Kühlung in der Hitze – doch die Klimaanlage funktioniert nicht, und die Temperatur im Bus nach Djenné steigt geradezu bedrohlich an. Das gekühlte Mineralwasser, das wir in einer Imbissbaracke des Busbahnhofs von Bamako nur mit Mühe fanden, wird im Gepäcknetz unterm Dach schon bald recht warm. «Heiss genug für den Aufguss eines Teebeutels...», sage ich zu Eva scherzend, während ich im Stillen um die Akkus der Kamera fürchte, die laut Hersteller bei 60 Grad explodieren könnten.

Erst tags zuvor sind wir in Bamako, der Hauptstadt Malis, gelandet. Der Flug von Europa nach Westafrika ist in kaum acht Stunden schnell geschafft. Umso mehr empfängt der heisse Atem des Landes den Besucher vollkommen unvorbereitet – die Aussentemperatur liegt jetzt im April bei über 40 Grad im Schatten.

Die ausgemusterten Fahrzeuge aus Europa, die die Städte im Sahel miteinander verbinden, sind für die Gegend kaum geeignet, denn ihre Fenster lassen sich nicht öffnen, und für eine Reparatur der Klimaanlagen mangelt es an Ersatzteilen. In Bewegungslosigkeit verfallen und dem Kollaps nah, bewundern wir die Gelassenheit, mit der die Einheimischen die Gluthitze ertragen. Man verkürzt sich die Zeit im Bus mit einem Plausch, mit dem Schälen von Mangos oder einem Nickerchen. Andere wiederum nutzen jede Gelegenheit, Geschäfte zu machen: Der Wahrsager arbeitet sich Reihe um Reihe nach hinten, um den Reisenden die Zukunft aus den Händen zu lesen.



Balanceakt Auch Kinder arbeiten als Strassenhändler.

Er verdient nicht schlecht, schliesslich ist der Aberglaube in Afrika weit verbreitet. Auch der Mediziner, der sein Sammelsurium von Heilkräutern, zerbröselnden Knochen, pulverisierten Hörnern, Salben und Wurzeln bei jedem Stopp ausbreitet, stösst auf reges Interesse und muss sich um das Fahrgeld keine Sorgen machen.

Wohlvollend befragen uns die Passagiere nach dem Woher und Wohin. Vielen erscheint es befremdlich, dass wir, so ganz auf uns gestellt, durchs Land reisen. Wir erzählen ihnen, dass wir unterwegs sind zu den Dogon, zu jenem Naturvolk, das noch nach alten Traditionen lebt und von dem man sagt, es verfüge über rätselhafte kosmische Kenntnisse. Wir erklären, dass wir mit öffentlichen Bussen, auf Eselskarren oder gar zu Fuss unterwegs sein werden und nicht die schnellste Strecke wählen, sondern uns Zeit lassen, unterwegs zu verweilen. Und sie verstehen, dass wir neugierig sind auf den Niger, auf die spröde und doch so reizvolle Sahellandschaft und die ganz aus Lehm erbauten Städte.

Djenné: versteckte Schönheit Der Busfahrer setzt uns an der Kreuzung nach Djenné ab. Der Wegweiser, der die Richtung weist, ist unscheinbar, rostig und leicht zu übersehen. Die Stadt aus Lehm, von der man sagt, sie sei die schönste Malis, ja ganz Westafrikas, liegt schüchtern und versteckt abseits der asphaltierten Nationalstrasse. Die Schöne zielt sich selbst noch wenige Kilometer vor dem Ziel – von der Kreuzung aus fährt das Buschtaxi nur selten, und die betagte Fähre vor den Toren der Stadt hat es gar nicht eilig, den Rest der Welt mit Djenné zu verbinden.





Übergepäck Die öffentlichen Busse sind innen und aussen oft hoffnungslos überladen, bieten aber Fahrerlebnisse der besonderen Art.

– morgen ist Montagmarkt, und den Montagmarkt von Djenné, so versichert man uns Fremden, sollten wir auf keinen Fall verpassen.

Händler aus ganz Mali, selbst aus Burkina Faso, reisen an, um in Djenné vor der grossen Moschee Handel zu treiben. Schon am Sonntagabend schwanken überladene Busse und ächzende Lastwagen in die Stadt. Im Angebot der Händler sind alle erdenklichen Erzeugnisse, die das Land zu bieten hat: Baumwolle, Erdnüsse, Wolle, Schilfmatten, Ledertaschen, Keramik, Kalebassen und vieles mehr. Amadou, der Tuareg, hat sogar schwere Salzplatten mit der Pi-

Äusserlich soll sich wenig verändert haben, seit die Stadt am Bani-Fluss im 15. und 16. Jahrhundert ihre Blütezeit erlebte. Früher führten alle Handelsrouten nach Djenné, und die Stadt konnte als Zentrum medizinischen und theologischen Wissens sogar mit der legendären Stadt Timbuktu konkurrieren. Handwerker aus ganz Westafrika schufen beeindruckende Bauten, deren sudanesishe Lehmarchitektur das Stadtbild auch heute noch beherrscht.

Die Altstadt, das architektonische Meisterstück, wurde 1998 in die UNESCO-Liste des Weltkulturerbes aufgenommen. Sie wirkt auf uns, von innen betrachtet, liebenswürdig, verschlafen und provinziell. In den Gassen regt sich allenfalls beschauliches Treiben. Ein paar Jungen hocken vor der Schule aus Lehm und rezitieren Suren aus dem Koran. Sie lassen, flüsternd und mit dem Oberkörper schaukelnd, ihre Finger über rissige Holztafeln gleiten, auf die die heiligen Formeln geschrieben sind. Ihr islamischer Lehrer, der Marabut, gibt sich weltoffen. Djenné sei schon seit Jahrhunderten eine Hochburg des Islam, aber mit Al-Qaida-Terroristen habe man nichts zu schaffen.

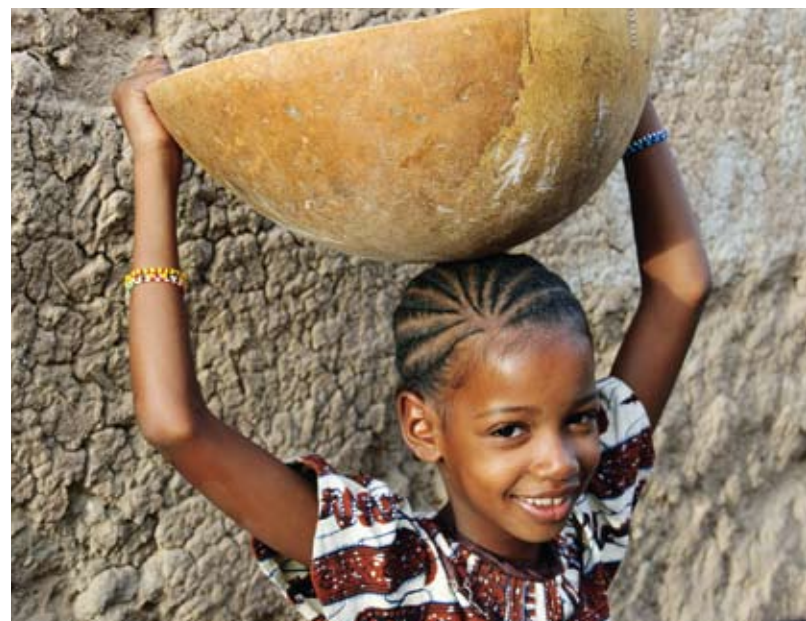
Jetzt in der Trockenzeit haben die Männer der Zehntausend-Seelen-Gemeinde wenig zu tun. Die Reisernte ist eingebracht, und so ruhen sie aus. An die Wand ihrer Wohnhäuser gelehnt, trinken sie Tee auf Schilfmatten und unterhalten sich, eingehüllt in blaue und weisse Gewänder, mit kargen Worten über das wenig Neue, das im Alltag so passiert. Erst der Ruf des Muezzins zwingt sie, die Bequemlichkeit aufzugeben, um sich rituell zu reinigen. Ein dünner Strahl, aus

der Plastikkanne gekippt, muss reichen, um Füsse, Arme und Gesicht vor dem gemeinsamen Gebet zu waschen. Wasser wird in dieser Region auch für den Allmächtigen nicht verschwendet.

Die Lethargie, die der trockene und heisse Sahel über die Glieder und die Gedanken seiner Bewohner legt, weicht erst zum Ende der Woche hin einer gewissen Nervosität. In den Gassen regt sich ungewohnte Geschäftigkeit. «Demain»

Kopfarbeit Vieles wird auf dem Kopf balanciert.

Tafeln statt Bücher Auf den Holztafeln des Schülers stehen Koranverse.





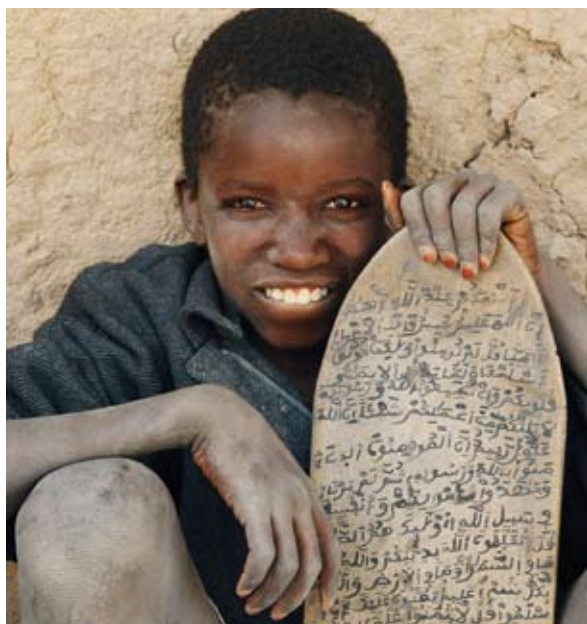
Handarbeit In den Dörfern erledigen Frauen die Hausarbeit mit den gleichen Hilfsmitteln wie vor Jahrhunderten.

nasse, dem Flussboot, von Timbuktu aus nach Djenné verschifft. Kamelkarawanen liefern das kostbare Gut aus den Salinen von Taoudenni in der Sahara nach Timbuktu. «Ich übernehme die Salzplatten in Timbuktu und schaffe sie über den Niger und Bani-Fluss nach Djenné.» Dieses Mal hat es der Salzhändler nur knapp geschafft, denn der Wasserspiegel der Flüsse liegt bedenklich niedrig. «Ich kenne die Sandbän-

ke genau. Andere mussten schon in Mopti die Segel streichen.» Amadou strahlt unter seinem Turban hervor, glücklich darüber, dass er sich zumindest für dieses Mal das Monopol auf Salz gesichert hat.

Trommelwirbel auf dem Markt In der Nähe des Gewürzmarktes befindet sich die Jugend der Stadt im Rausch. Mädchen und Jungen tanzen und trommeln nahezu verückt in den morgendlichen Tag hinein. Ein Ring aus zweihundert Jugendlichen schirmt die Akteure ab, die wie selbstvergessen die Reize ihrer Körper zum

Einsatz bringen. Die Atmosphäre ist erotisch aufgeladen – vorgebeugt tanzend zittert das Fleisch, steigert sich die Stimmung durch den Rhythmus der Trommeln in ein schweissiges Durcheinander. Mädchen und Jungen nähern sich einander unverhohlen in solch aufreizenden Posen, als wollten sie die körperliche Liebe herbeischwören. Die Vorfreude auf das gesellschaftliche Grossereignis steckt alle an, Einheimische und Touristen gleichermassen. Im Hotel, wo wir unter der Woche die ungeteilte Aufmerksamkeit der Belegschaft geniessen durften, ist jetzt am Sonntag kein Bett mehr zu haben.



Reisetipps für Mali

Anreise: Die Air France fliegt täglich via Paris nach Bamako

Visum: Ein Visum gültig für 1 Monat erhält man beim Konsulat in Genf.

Adresse: Consulat de la République Mali, Immeuble ICC, 20, route de Pré-Bois, case postale 1814, 1215 Genève 15; Tel. 022 710 09 60, Fax 022 710 09 59, www.mali-suisse.org

Unterkunft: Hotels werden meist von Ausländern geführt. Das Preisniveau ist gemessen am Standard hoch. Ein sehr einfaches klimatisiertes Doppelzimmer kostet ab 40 Euro. Bestes Hotel in Djenné ist das Le Campement, nur fünf Minuten von der grossen Moschee entfernt.

Gesundheit: Gelbfieberimpfung ist obligatorisch. Malarienschutz wird dringend empfohlen.

Moschee in Djenné: Leider darf man die Moschee von innen nicht mehr besichtigen, nachdem ein Fotomagazin dort allzu freizügig gekleidete Models fotografierte. Aber auch



von aussen ist die weltberühmte Moschee sehenswert, und der Blick von den Flachdächern der umliegenden Häuser lohnt sich. Die Besitzer verlangen dafür 1000 CFA (ca. 1,50 Euro).

Reisezeit: Beste Reisezeit ist von November bis Februar. Ab März wird es heiss, die Temperaturen steigen dann auf über 40 Grad.

Unterwegs im Dogonland: Mehrtägige Touren im Dogonland sind möglich. Wem ein Fussmarsch zu anstrengend ist, kann sich einen Eselskarren für 1000 CFA (etwa

1,50 Euro) pro Tag mieten. Einige Dörfer sind auf Touristen eingestellt. Die Dogon bieten einfaches Essen an. Luftige Schlafplätze haben die Dogon auf den Flachdächern der Häuser eingerichtet. Man schläft meist beim Dorfvorsteher oder Missionar. Ein lokaler Führer ist unbedingt nötig, denn er kennt die Wege und die mit Tabu belegten Plätze, Kosten pro Tag etwa 10 Euro. Wer keine mehrtägigen Touren unternehmen

will, findet «Stützpunkte» in Bandiagara oder Sanga. In diesen Orten gibt es Hotels und die Möglichkeit, mit dem Auto nahe Dörfer zu besuchen.

Ausrüstung: Für die Wanderungen muss man sich mit reichlich Wasser eindecken! Sonnencreme, Sonnenhut und feste Schuhe sind unbedingt nötig.

Maskentänze: Im Dorf Tirelli zeigen die Dogon auf Wunsch ihre Maskentänze quasi ausser der Reihe. Das letzte Sigui-Fest fand 1967 statt.

Im fahlen Schein der aufgehenden Sonne treffen sie dann zusammen, die Völker des Nigerdeltas. In einer Karawane aus Eseln, Pferdekarren, Fahrrädern oder einfach zu Fuss strömen sie in die Stadt hinein. Die Frauen schreiten kerzengerade zum Markt – sie tragen den Korb auf dem Kopf, den Schemel am Arm und nicht selten ein Kind im Wickeltuch auf dem Rücken. Auf Tüchern breiten sie dann ihre Waren aus, um diese umwerbend oder schmeichelnd anzupreisen.

Der Handel auf dem Platz vor der Moschee liegt fest in Frauenhand. Die hochgewachsenen Fulbe-Frauen mit dem typischen Nasenring und dem filigranen Ohrgehänge verkaufen frisch gemolkene Ziegenmilch und Butter. Die resoluten Bozo-Damen hocken auf niedrigen Schemeln hinter riesigen Körben, die gefüllt sind mit getrocknetem Nigerrfisch. Die Bambara-Frauen versuchen in Grüppchen, mit Gewürzen und Heilpflanzen ein Geschäft zu machen, während die Dogon, gekleidet in den typischen blauen Wickelröcken, ihre berühmten Zwiebelknödel köcheln. Für das folkloristisch anmutende bunte Treiben gibt es wohl keine passendere Kulisse als die

Rythmus im Blut Jugendliche trommeln und tanzen bis zur Erschöpfung.

Überladen Mit vereinten Kräften werden Waren zum Markt transportiert.

Moschee am Platz, die, beeindruckend in ihren Dimensionen, die Szenerie beherrscht.

Meisterwerk aus Lehm Ihre Längsseite misst immerhin einhundertfünfzig Meter. Nach dem Vorbild der Vorgängerin aus dem 15. Jahrhundert wurde das Meisterwerk in den Jahren 1907



bis 1909 errichtet. Die Baumeister griffen mit vollen Händen in den «Banco», einen Teig aus Lehm, Reiskleie und Hirsesprenu, vermischt und kneteten den Stoff mit Wasser und Kuhmist und formten daraus den schönsten und grössten sakralen Bau im Sahel. Mit seinen wuchtigen Minaretttürmen, seinen vorgebauten Fassaden und spitzen Zinnen ähnelt das Gotteshaus einer Burg.

Einmal im Jahr rückt die Moschee in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Im April läuft sie dem Montagsmarkt sozusagen den Rang ab. Die Oberen der Stadt verkünden der Bevölkerung, dass es Zeit ist, dem Gebetshaus ein neues Lehmkleid zu verpassen – und alle Bewohner Djennés packen mit an.

Die Restaurierung der Mauern ist eine Art Wettkampf, in der die Bewohner zweier konkurrierender Stadtteile in einer wahren Schlamm-schlacht das Monument neu verputzen. Angefeuert von Flöten und Trommelschlägen erstürmen die Männer das Haus Gottes mit Eimern und Körben voller «Banco» und klettern ungesichert die aus den Fassaden ragenden Stützbalken hinauf. Wie Geckos hängen sie dann, allein von den «Gris-Gris», den eingemauerten Amuletten, geschützt, in der Wand und seifen Allahs Prachtbau mit der grauen Pampe gründlich ein. Lamine Kouma, der Chef aller Maurer von Djenné, ist verantwortlich für den Erhalt der Moschee. «Das zweitägige Mammutwerk ist nötig, da in der Regenzeit viel Lehm aus den Fassaden gewaschen wird und der Bau in Gefahr gerät, zu Schlamm und Staub zu zerfallen. 1815 ist das passiert, als der Fulbe-Herrscher Sekou Ahmadu, sämtliche

Regenabflüsse am Bau verstopfen liess, angeblich weil die Bewohner Djennés Allah nicht genug verehrten.»

Frisch verpackt wacht das Bauwerk nun ehrwürdig auf das Geschehen zu seinen Füßen, wo mit der Sonne auch die Stimmung steigt. Gegen Mittag brodelt der Platz. Markttag ist Tratschtag, ist Nachrichtenbörse und Boulevard, ist Gelegenheit zum Flirt und kulinarischen Allerlei. Da wird lauthals gelästert, gestritten, gelacht, geschimpft, nicht selten stimuliert durch das Hirsebier, mit dem man den aufgewirbelten Staub herunterspült. Die Händlerinnen hocken in Grüppchen zusammen, stärken sich an Hühnerschlegeln und Lammkeulen, die man in Mali in grossen Lehmöfen zubereitet. Sie palavern, lachen und feilschen, und manchmal, wenn es Zeit ist, geben sie dem Kind die Brust.

Auf unserer Entdeckungstour durch das Marktgeschehen werden wir von zwei Strassenjungen begleitet, die uns nicht mehr aus den Augen lassen. Barfuss und gekleidet in löchrige T-Shirts warten Akmir und Cheb geduldig und bescheiden, wenn wir Fotos machen, oder zeigen uns triumphierend lächelnd Verkaufsstände, die ihnen als Motiv besonders gut geeignet erscheinen.

Mali ist eines der ärmsten Länder der Erde, und die Armut, nicht nur der Strassenkinder, wirkt auf uns so manches Mal auch deprimierend. Da ist zum Beispiel jene Frau, die eine gerade platt gefahrene Taube aus dem Staub aufsammelt, um sie etwas abseits im spärlichen Schatten einer Akazie zu rupfen und zu essen – eine Szene, die man nicht so schnell vergisst. Die Menschen in Mali besitzen nicht viel und leiden solch einen Mangel, dass wir allein schon mit unserer bescheidenen Reiseausrüstung furchtbar privilegiert erscheinen. Wir spendieren unseren beiden Begleitern eine Cola gegen den Durst und eine Nudelsuppe für den leeren Magen. Die Suppe verschlingen sie im Nu, die Cola indes lassen sie genüsslich Tropfen für Tropfen auf der Zunge zergehen. Es ist das erste Mal, dass die Zwölfjährigen das Getränk probieren, das in Europa für jedes Kind selbstverständlich ist. Die Höflichkeit, mit der sie sich zum Abschied bedanken, wirkt auf uns schon fast beschämend.

Herausgeputzte junge Frauen Trotz der Armut und trotz des Mangels, der überall in Mali sichtbar ist, legen die Frauen einen ungeheuren Wert auf gute Kleidung. Die Stoffe, die sie tragen, sind farbenfreudig, raffiniert gemustert und geschnitten. Jede von ihnen trägt



Falaise Wie Schwalbennester kleben die geheimnisvollen Bauten und Grotten für die Ahnen an der Felswand. Dort ruhen die toten Dogon.

Transportweg Viele Waren werden in Booten auf dem Niger transsportiert.

Dogondorf Kubische Lehmhäuser, die einen Hof umschliessen und hohe, mit Holz gedeckte Getreidespeicher.

«Haute Couture» und könnte so manches Model auf den Laufstegen europäischer Modehäuser in den Schatten stellen. Selbst die Kopfbedeckung ist mit Bedacht gefaltet und gebunden. Sie ist in Material und Farbe in jedem Fall auf die Kleidung abgestimmt. Die jungen Mädchen flechten, knüpfen und knoten ihr Haar zu geometrisch exakt liegenden Frisuren. Zu alledem schmücken sich die Frauen gern auch mit Nasenringen und Ohrgehängen, wobei sie auch goldgefärbtes Stroh verwenden, wenn das nötige Kleingeld für Originale fehlt.

Die jungen und unverheirateten Mädchen wandeln gerne über den Markt. Sie präsentieren sich herausgeputzt den jungen Männern, die ebenfalls fein gemacht umherstreifen und die Hälse auf der Suche nach dem Mädchen ihrer Träume recken.

Wenn sie sich begegnen, kann es mit Einverständnis der Eltern und der Verwandten zur Verbindung kommen. Auf dem Markt von Djenné haben sich schon viele Ehen angebahnt, wo sonst sollten sich die jungen Leute, die in weit verstreuten Dörfern leben, kennen lernen?

Dorthin, in die Dörfer, kehren sie alle zurück, wenn die Sonne sich zum Abend hin rot verfärbt. Der Tag vor der grossen Moschee war aufregend und heiss, und so vollzieht sich der Exodus aus der Stadt recht leise. Pferdefuhrwerke, Eselskarren, Fahrräder, Fussvolk – was am Morgen zusammenströmte, fliesst am Abend hinter den Affenbrotbäumen wieder auseinander.



In Djenné stellt sich die gewohnte Ruhe ein. Nach dem letzten Ruf des Muezzins hocken die Bewohner der Stadt noch ein Weilchen vor den alten Bürgerhäusern mit den dekorativen Fassaden, den geschnitzten orientalisch anmutenden Fensterläden, den kleinen Säulen, Zinnen und Pilastern. Die Woche über wird Djenné, die Schöne, wieder schlafen – bis zum nächsten Montagmarkt, wenn die Völker des Niger vor der grossen Moschee zusammentreffen.

Am Niger Wir indes fahren in einem Taxibrousse, einem jener hoffnungslos voll gestopften Kleinbusse, nach Mopti, der Stadt, die am Zusammenfluss des Niger und des Bani liegt. Moptis Altstadt sprudelt über von Alltagsleben. In den Gassen werden die Schafe zum Schlachter getrieben, werden dürre Kühe gemolken und Kuhfladen zum Trocknen an die Lehmwände geklatscht. In Handwerksstuben wird gehämmert und gesägt und Schrott wieder brauchbar gemacht. In Mali ist jeder noch so rostige Nagel wert genug, gerade geklopft zu werden, und egal ob zerbrochen oder zerschissen, nichts bleibt achtlos liegen.

In Moptis Hafen werden die Flussschiffe entladen, um dann malerisch am Ufer liegend auf die nächste Fracht zu warten. Auf dem Fischmarkt feilschen die selbstbewussten Bozo-Frauen um den Nigerrisch. Zwischen den Liegeplätzen der Schiffe wird Wäsche gewaschen und gebleicht. Ganze Familien

seifen sich am Abend zwischen den Booten ein, nackt und ohne Scham, während andere, nicht weit entfernt, mehr oder weniger diskret, ihre Abendtoilette erledigen. Trotz alledem scheint das Wasser noch gut genug, das Geschirr zu spülen oder Kanister für den heimischen Herd abzufüllen. Das Le-Bozo-Restaurant liegt direkt am Pier. Von seiner Terrasse aus geniessen wir den Blick auf das bunte Treiben, bis die Sonne als fast schon kitschig roter Ball hinter dem Niger-Fluss verschwindet.

Rose, die Wirtin unserer kleinen Herberge unterhalb des für Mopti viel zu hässlichen Wasserturms aus Beton, weiss von einer Fahrgelegenheit früh am Morgen gegen sieben Uhr nach Bandiagara, ins Dogonland. Pünktlich erschei-

nen wir am Busbahnhof, der wie alle Stationen des Landes einem riesigen Schrottplatz gleicht. Die meist aus Frankreich importierten Pkw und Minibusse machen einen desolaten Eindruck. Man hätte sie in Europa wegen ihrer Sicherheitsmängel schon längst aus dem Verkehr gezogen.

Das Buschtaxi, ein betagter Peugeot 504, das so früh abfahren sollte, steht gegen Mittag noch immer am selben Platz. Also beschliessen wir, für kaum zehn Euro Tickets für die noch fehlenden Mitreisenden zu lösen und ins Dogonland zu starten, bevor der Tag sich wieder dem Ende neigt.

Unterwegs sammeln wir möglichst viele von jenen Unglücklichen auf, die sich keine Fahrkarte leisten können und in der Hitze unglau-



Geschnitzte Legenden Die Holzfiguren erzählen Geschichten der Ahnen. Alles in der Welt der Dogon ist bedeutsam und sakral.



Dorfschönheiten Für den Markttag haben sie sich besonders schön gemacht. Gerade unverheiratete junge Frauen präsentieren sich den Männern schön herausgeputzt.

liche Strecken zu Fuss zurücklegen. Man dankt uns die unverhoffte Fahrt ins nächste Dorf mit einem Lächeln und mit Händeschütteln.

Im Dogonland Hinter Bandiagara, dort wo die Wege für Autos unpassierbar werden, nimmt uns Kekelen, ein junger Einheimischer, auf seinem Eselskarren mit nach Teli – sieben Kilometer Langsamkeit auf staubiger Piste in flirrender Hitze. Wir trödeln auf nur einer Achse durch ausgetrocknete Flusstäler und wippen vorbei an knorrigen Affenbrotbäumen, die so aussehen, als hätte Gott sie verkehrt herum in die Erde gesetzt.

Kekelen ist guter Dinge, denn er hat uns mit Erfolg erworben, um uns das Dogonland zu zeigen. «In letzter Zeit verdiene ich als Guide ganz gutes Geld.» Kekelen lacht und freut sich über die steigende Zahl von Besuchern, die kommen, um die «Kinder der Sonne», wie die Dogon sich selbst gern nennen, kennen zu lernen.

Der Stamm, der noch rund dreihunderttausend Seelen zählt, überrascht jeden, der sich über Mopti hinaus in den ausgedörrten Sahel wagt. Marcel Griaule, ein junger französischer Ethnologe, der erstmals 1931 auf die Dogon stieß, war so begeistert von der Kultur und Religiosität des Volkes, dass er sein ganzes Forscherleben den Dogon widmete. Mit seinem Werk «Dieu d'eau» (Wassergott) hat er die Dogon berühmt gemacht.

«I ni tile, Saoudatou!» (Guten Tag, Saoudatou). «Here tilenna wa?» (Hast du den Tag in Frieden verbracht?) Für die Begrüßung nimmt

man sich Zeit in einem Dogondorf. Das Ritual ausgetauschter Höflichkeitsfloskeln zwischen dem siebzehnjährigen Kekelen und dem Dorfältesten dauert über die gereichten Hände hinweg mehrere Minuten und klingt recht wohlthuend in unseren Ohren: «Somogow ka kene wa?» (Wie geht es der Familie?)

Die Männergemeinde hat sich in der Mittagshitze im Schatten der Toguna, des nach allen Seiten hin offenen Palaverhauses, versammelt und mustert uns. Wir bemühen uns um Etikette, indem wir dem Ältesten ein paar der begehrten Kolanüsse, die Hunger und Durst vergessen machen, als Gastgeschenk überreichen. Das allgemeine wohlwollende Murmeln unter dem Dach aus geschichtetem Knüppelholz und Hirsestengeln deutet wir richtig – wir sind akzeptiert und ins Dogondorf entlassen.

Ein Dogondorf ist ein mythologischer Ort – und als Fremder kann man Fehler machen. Schnell ist ein Tabu gebrochen, wenn man die Symbole der unsichtbaren Welt nicht kennt oder gar deren Anordnung durcheinanderbringt. «Alle Dinge», erklärt uns Kekelen, «wurden von den Ahnen auf die Erde gebracht. Der Korb, der Speicher, das Haus, das Dorf. Jede Störung der einmal festgelegten Ordnung kann den Unwillen der Unsterblichen hervorrufen und Unheil bringen.» Das Ratshaus beispielsweise muss acht Säulen haben, weil acht Stammahnen das Schicksal leiten. Selbstverständlich bergen auch die Getreidespeicher acht Vorratsbehälter, und es ist doch klar, dass ein Dogon nicht mehr oder weniger als acht Zwiebelbeete hat, um den unsichtbaren Wesen die Laune nicht zu verderben.

«Die Nischen dort», Kekelen weist auf das Mauerwerk eines Gehöfts, «müssen immer offen bleiben, damit die Ahnen atmen können.» Die geschnitzten Statuen, die wie zufällig an den

Lehmwänden der Häuser lehnen, erzählen den Eingeweihten ganze Legenden. Selbst profane Dinge wie Steine und Metalle haben einen tieferen Sinn. In der Welt der Dogon, so fangen wir an zu verstehen, ist alles bedeutsam und sakral. Angesichts dieser enormen Religiosität kommen wir uns als Europäer furchtbar nüchtern vor.

Auf schmalen Pfaden bewegen wir uns behutsam und bescheiden. Die Architektur der kubischen Lehmhäuser, die jeweils einen Hof umschliessen, und die hohen viereckigen Vorratsspeicher mit den kegelförmigen, manchmal keck geneigten Dächern aus Holz und Gras, verbreiten ganz die Atmosphäre von Afrika. Der Schmied, Herr des Feuers und im Dorf gefürchtet, schärft die Sicheln für die Hirseernte. Der Bildhauer des Dorfes schnitzt eine jener wunderbaren Figuren, die in den Museen der Welt gern gezeigt werden als Beispiele afrikanischer Kunst. Der Gerber färbt und verziert im dünnen Schatten einer knorpeligen Akazie die von den Fulbe, den nomadischen Hirten, erworbenen Häute. Er fertigt daraus Sandalen, Taschen und Gürtel. «I ni tile» – von Begrüßung zu Begrüßung werden wir weitergereicht.

Die Ortschaft liegt, wie alle der etwa vierhundert Dörfer der Gegend, am Fusse eines Felsabbruchs, der «Falaise von Bandiagara». Der Übergang aus der Ebene des Sahel ist abrupt und überraschend. Die rotbraune Wand aus Sandstein wirkt wie der Bug eines gigantischen Schiffes, das, einhundertvierzig Kilometer lang und dreihundert Meter hoch, das Dogonland zerschneidet. Die Landschaft richtet sich – wie das Denken des Stammes – auf ins Vertikale.

Das Reich der Ahnen Natürlich könnten wir jetzt im Schatten der Lehm moschee verweilen, dem Alten am Webstuhl zuschauen oder mit



Busbahnhof Etwas gewöhnungsbedürftig aber vielseitig genutzt: Warteraum, Fahrplaninformation, Schlafstelle, Garage, Lagerhalle...

Kontakte durch Fotografie Jörg Kersten zeigt einen Schnappschuss.

Zyklus des Festes orientiert sich an Sigi (Sirius A), dem hellsten Stern des Himmels, und Po, seinem Begleiter. Der erblindete Jäger Ogotemmel verriet dem verblüfften Anthropologen Griaule 1950, dass Po sehr alt, sehr klein, hell und ungeheuer schwer ist. Zudem erzählte er dem Völkerkundler, dass Po sich in elliptischen Bahnen um Sigi bewegt. Alle sechzig Jahre aber, wenn der Schatten des Trabanten auf Sigi fällt, wird das grosse Maskenfest gefeiert – ganze sieben Jahre lang. Griaule war überrascht, denn die Dogon kannten offenbar einen für das blosse Auge unsichtbaren Stern schon seit zweitausend Jahren, lange bevor er als Sirius B überhaupt ins Blickfeld moderner Teleskope geriet. In ihren Mythen berichten die Dogon von kosmischen Vorgängen,

von verborgenen Sternen, elliptischen Bahnen, vom Urknall und Galaxien. Woher sie ihr astronomisches Wissen haben, konnte auch der Blinde dem Forscher Griaule nicht erklären.

Kekelen deutet in Richtung der schier unzugänglichen rotbraunen Felswand: «Vielleicht könnte ja der Hogon helfen, die Sache zu erhellen.» Nur darf der heilige Mann, der Wächter

der Mythen, seinen Unterschlupf nie verlassen. Irgendwo dort oben an der Falaise klebt sein Versteck. Es ist gut möglich, dass sich Antworten auf die ungeklärten Fragen in den Malereien an den Wänden seiner Hütte finden. Aber niemals würde ein Dogon einem Fremden das mit Tabu belegte Haus, in dem der Schamane wie in einem Kerker haust, auch nur aus der Ferne zeigen.

joerg.kersten1@freenet.de



Jörg Kersten und Eva Handke, die Mali-Reisenden in dieser Reportage, wohnen in Berlin. Während Eva als Geografin von Lehraufträgen lebt, hat sich Jörg als freier Reisejournalist einen Namen gemacht. Interessiert an den Völkern der Welt, sind die beiden fotobegeisterten Traveller ständig unterwegs.

«Wir sind voller Bewunderung für die Menschen in Mali, die unter unglaublich schwierigen Bedingungen leben. Die Reise hat uns mehr als sonst gelehrt, dass wir zu den Privilegierten dieser Welt gehören und dies manchmal viel zu wenig schätzen.»

ein paar Spässen den Kindern den eher tristen Alltag bunt gestalten. Uns aber reizt ein Aufstieg nach oben, in den Dogonhimmel sozusagen, denn wie Schwalbennester kleben geheimnisvolle Bauten in schwindelerregender Höhe an der Felswand der Falaise. Wir steigen durch enge Felsspalten und Grate zweihundert Meter hinauf in ein Reich aus bewohnbaren Höhlen, aus Speichern, Wohnhäusern und Ställen, Ruheplätzen und Altären. Es gibt noch die kunstvoll geschnitzten Türen und Fensterläden, die die turmgleichen Speicher verschliessen, und die Reliefs von Krokodilen, die, einer Legende nach, die Dogon auf ihrer Flucht vor den islamischen Reitern der Mande hierher führten – doch das ist siebenhundert Jahre her. Heute leben in der Felswand die Alten, die vom Leben nicht mehr viel erwarten, und in tiefen Grotten ruhen die Dogon, die das Zeitliche gesegnet haben. Über dem Platz liegt der Hauch der Ahnen.

Offenbar haben wir trotz aller Vorsicht die Stammesgesetze verletzt, denn die Geister der Dogon sind verstimmt. Hoch oben an der Steilwand der Falaise kommt es fast zur Katastrophe. Die Baumstämme, die uns im Schatten einer Felsnische zur Rast verführten, geraten ins Rutschen. Kekelen, der uns gerade erzählt, dass die Stammesältesten hierher kommen, um die Sterne zu beobachten und Hirsebier zu trinken, kann uns gerade noch fassen. Mit einem Satz reisst er uns vom wurmstichigen Holz in die Nische hinein, bevor der Stamm, auf dem wir sassen, in die Tiefe stürzt – sein Aufprall hundertfünfzig Meter weiter unten ist dumpf und dauert so seine Zeit.

Natürlich führt das Ereignis zum Palaver im Männerhaus. Nur mit Mühe kann Kekelen eine Wiedergutmachung für den nunmehr rampollierten Hochsitz herunterhandeln. Erst eine extra Ration Kolanüsse beruhigt die Gemüter, und wir machen uns schnell auf nach Songo, wo die Ahnen der Dogon uns noch nicht kennen.

Die Falaise über dem Dorf Songo ist ein Bilderbuch. Die Felsüberhänge am Ritualplatz des Ortes sind übersät mit Zeichnungen aus der Mythologie des Volkes, heiliger Totentiere, Masken tragender Wesen und Schlangen. Noch heute werden die Jungen nach dem schmerzhaften Beschneidungsritual an der Bildergalerie von Songo in die Geheimnisse der Mythen eingeführt. Kekelen zeigt uns den Platz der Bewährungsprobe. Schmerzen durfte er nicht zeigen, und in der langen Zeit, in der die Wunden heilten, erzählten die Männer den Jungen von Ammo, dem Schöpfergott und seinen Taten. «Ammo knetete die Dogon einst aus Lehm bei Sonnenschein. Als Kinder der Sonne sind sie schwarz gebrannt. Die Weissen aber schuf er im blassen Schein des Mondes – deshalb sind sie so bleich wie Larven.» Kekelen lacht.

Der Chef du Village von Tirelli, einem kleinen Dorf an der Falaise, weist uns ein in die Mythologie des Volkes. Der Dorfälteste hat stets vorgesorgt für die erschöpften Besucher, die es auf ihren Touren durch das Dogonland in seine kleine Herberge verschlägt. Er verfügt über ein Dutzend Schlafmattchen auf dem Dach und einen ausreichenden Vorrat an gekühlter Cola, Sprite oder Flag, dem ausgezeichneten Flaschenbier.

Die Maskentänze der Dogon, so erfahren wir, geben Aufschluss über die Verbindung des Stammes mit dem Universum und der mythologischen Welt – ein Mysterium, das bis heute ohne Antwort blieb: Alle sechzig Jahre nur tanzen die Totenmasken, die die Seelen der Verstorbenen aus der sichtbaren Welt befreien. Der